

(Nachdruck verboten.)

65]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

34.

Das war ein famoser Streich! Die Arbeitgeber gaben jeden weiteren Gedanken auf, die Betriebe ohne die Organisation wieder in Gang zu setzen. Der Sieg wurde dadurch vollständig gemacht, daß die Fachvereine den ausländischen Arbeitern Meißelgeld gaben und sie fortschafften, ehe sie Zeit hatten, sich zu besinnen. Sie wurden an die Dampfer gebracht, und mit einem Kameradschaftlichen Hurra gab man ihnen das Geleit.

Pelle war der Held des Tages! Ueber seine Tat wurde in allen Blättern geredet, und selbst die Gegner senkten das Schwert vor ihm.

Er nahm das als etwas Selbstverständliches hin und arbeitete mit seiner ganzen Kraft auf ein neues Ziel zu. Es war kein Grund, sich in die Wolken zu erheben; die Aussperrung war noch immer die schwerlastende Lastsache, jetzt fühlte er seine ganze Würde. Das Arbeiterheer ging in den Straßen umher spazieren, während die Nation sich verzehrte, und eine Aussicht auf eine baldige Lösung war noch immer nicht vorhanden. Aber eines Tages würden die Quellen versiegen, was dann?

Er war zu tief vom Kampf getroffen, um von dem bishigen Weibrauch schwindlig zu werden, die Kufe legten die Verantwortung nur noch gewichtiger auf ihn. Wenn dieser entsetzliche Kampf sich zu einer Niederlage gestaltete, traf ihn die Schuld! Und er strengte sein Gehirn an, um ein Mittel zu finden, wie man den Widerstand des Feindes brechen könnte. Noch ertrugen die Massen den Zustand mit Geduld, aber wie lange würde das noch so weiter gehen? Gerüchte gingen an, herum zu schwirren, die Böses verhiessen. Eines Tages verlautete es, daß einer der Führer, der die Einsammlungen unter sich gehabt hatte, mit der Kasse durchgebrannt sei; ein anderes Gerücht besagte, daß das ganze Arbeiterheer jetzt den Gegnern verkauft wäre. Da mußte etwas geschehen! Aber was? — — —

Eines Mittags kam er nach Hause, um sich, ehe er zu einer Versammlung ging, nach den Seinen umzusehen. Die Kinder waren allein daheim. „Wo ist Mutter?“ fragte er und nahm Klein-Lasse aufs Knie; Schwester sah aufrecht in der Wiege und spielte.

„Mutter sich fein gemacht und in die Stadt gegangen ist,“ erwiderte der Junge. „Mutter so fein!“

„So? War sie so fein?“ Pelle ging in die Schlafstube und sah im Kleiderschrank nach. Das Hochzeitskleid war nicht da.

„Das ist doch sonderbar,“ dachte er und fing wieder an, mit den Kindern zu spielen. Schwester streckte die Arme nach ihm aus. Er mußte sie aufnehmen und sah nun da mit einem Kinde auf jedem Knie. Die kleine Pickte fortwährend nach seiner Oberlippe, als wollte sie etwas sagen. „Ja, Waters Schurrbart ist abgefallen, Schwester!“ sagte Klein-Lasse erklärend.

„Ja, der ist weggesflogen,“ sagte Pelle. „Da kam ein Wind und hui — weg war er!“ Er sah in den Spiegel mit einer kleinen Grimasse. Der Bart war sein Stolz gewesen! Dann lachte er den Kindern zu.

Ellen kam nach Hause, atemlos, als sei sie gelaufen; eine zarte Röte lag auf ihrem Antlitz und Hals. Mit dem Mantel ging sie ins Schlafzimmer hinein. Pelle kam ihr nach. „Du hast ja Dein Hochzeitskleid an,“ sagte er verwundert. — „Ja, ich wollte gern etwas daran ändern lassen und war bei der Schneiderin, damit sie mich mit dem Kleid sehen sollte. Aber geh jetzt hinein, ich komme gleich, ich will mir nur ein anderes Kleid anziehen.“

Pelle wollte bleiben. Aber sie schob ihn nach der Tür. „Geh jetzt hinein,“ sagte sie und bedeckte ihren Busen mit dem Kleid. Die zarte Röte war ganz über den Busen ausgebreitet, sie konnte so schön sein in ihrer Scham.

Nach einer Weile kam sie herein und legte ein paar Zehn-

kronenscheine vor ihm auf den Tisch. „Was ist denn das wieder?“ rief er aus, halb bestürzt über all das Geld.

„Ja, ist es nicht ein merkwürdiges Glück, das ich habe? Ich habe wieder auf mein Los gewonnen! Hast Du nicht eine tüchtige Frau?“ sie stand hinter ihm, den Arm auf seinem Rücken.

Pelle sah eine Weile vornübergebeugt da, als habe er einen Schlag auf den Kopf bekommen. Dann schob er ihren Arm beiseite und wandte sich um. „Du hast schon wieder gewonnen, sagst Du? Zweimal? — In derselben Serie?“ Er sprach langsam, eintönig, als müsse er sich jedes Wort einprägen.

„Ja, findest Du nicht, daß ich sehr tüchtig bin?“ Sie sah ihn unsicher an und versuchte zu lächeln.

„Aber das kann man ja gar nicht!“ sagte er schleppend. „Das kann man ja gar nicht!“ Plötzlich sprang er auf und packte sie am Hals. „Das sind Lügen! Du lügst!“ rief er rasend. „Willst Du wohl heraus mit der Wahrheit? Willst Du wohl heraus damit?“ Er presste sie von hinten auf den Tisch nieder, als wolle er sie morden. Klein-Lasse schrie.

Sie starrte ihn an mit einem verwunderten Blick, in dem sich die Angst mehr und mehr zusammenzog. Da ließ er sie los und wandte das Gesicht ab, um die vom Tode gezeichneten Augen nicht zu sehen; aber sie richtete sich nicht auf, sondern starrte ihn nur unaufhaltsam an wie ein Tier, das geschlachtet werden soll und nichts versteht. Pelle hob sie auf; dann ging er still hin und machte sich mit dem Jungen zu schaffen, um ihn zu beruhigen. Er hatte ein ekelhaftes Gefühl in seinen Händen, ungefähr wie in seiner Knabenzeit, als er einen jungen Vogel erdrosselt hatte. Sonst fühlte er nichts, alles war nur so ekelhaft. Es waren die Verhältnisse, und nun wollte er gehen.

Es fiel ihm auf, während er seine Sachen zusammenpackte, daß sie am Tisch stand und leise meinte. Er hörte es plötzlich, aber ohne daß es ihn etwas anging. Als er fertig war und die Kinder geküßt hatte, ging ein Zucken durch ihren Körper; sie trat ihm in den Weg auf ihre alte energische Weise.

„Geh nicht von mir, Du darfst nicht gehen!“ sagte sie schluchzend. „Ach, ich wollte ja nur Euer Bestes, und Du sorgst ja für nichts! Nein, es ist kein Vorwurf! Aber das tägliche Brot, Pelle! Die Kinder und Du selbst! Ich konnte es nicht mehr mit ansehen, daß Ihr alles entbehren müßtet, hauptsächlich Du, Pelle! So lieb wie ich Dich habe! Aus Liebe zu Dir, hauptsächlich aus Liebe zu Dir!“

Es klang wie Gesang in seinen Ohren, wie ein wunderbar ferner Gesang; die Worte hörte er nicht. Er schob sie sanft zur Seite, küßte den Jungen noch einmal und streichelte ihn. Ellen stand wie tot da und starrte seine Bewegungen an, mit verwirrt aufgerissenen Augen. Als er auf die Tür zuging, sank sie zusammen.

Pelle hatte seine Gabeligkeiten unten bei der Rollfrau eingestellt und ging mechanisch der Stadt zu; kein Echo, kein Laut war um ihn her. Er ging und schlief. Die Fische trugen ihn nach dem Volkshaus und die Treppe hinauf bis an das Zimmer, von wo aus der Kampf geleitet wurde. Er nahm seinen Platz zwischen den anderen ein, ohne es zu wissen, und sah da und starrte auf die grüne Tischdecke nieder.

Die Stimmung trug das Gepräge von Mähmut. Man hatte schon lange auf den Boden der Kassen sehen können, und die Selbstbesteuerung ergab immer weniger, je mehr allmählich auf die Straße gesetzt wurden. Die Opferwilligkeit von draußen her fing auch an stark zu erschaffen. Die Deffentlichkeit hatte die Sache jetzt satt. Alles weckte hin, jetzt mußte man sehen, daß man einen Vergleich schloß! An die fünfzigtausend Mann gingen jetzt müdig, die Hungersnot fing an, ihren grinsenden Kopf hervorzustrecken. Der Augenblick rückte heran, mit dem das Kapital rechnete, der Augenblick, wo das Weinen der Kinder um Brot zersiehend auf den Willen der Arbeiter wirken und sie veranlassen mußte, Ehre und Selbstständigkeit zu opfern, um den Hunger der kleinen Wesen zu stillen. Und beim Feind war kein Zeichen von Friedenswünschen zu spüren!

Das drückte allen Mitgliedern des Kampfrates seinen Stempel auf, während sie hier saßen und das Wohl und Wehe

von Hunderttausenden schwer über sich hängen fühlten. Niemand wagte, durch einen kräftigen Vorschlag nach der einen oder anderen Seite hin die nackte Verantwortung auf sich zu nehmen. Den Fall gesetzt, man müßte jetzt in ein oder zwei Wochen den Kampf aufgeben! Dann hatten ungefähr eine Viertelmillion Wesen ohne Nutzen Qualen gelitten. Eine ungeheure Abgestumpftheit würde die Folge davon und von der Niederlage selbst werden, die sie viele Jahre zurückbringen würde. Aber wenn die Arbeitgeber nicht so lange dem Druck widerstehen konnten, den die Finanzwelt auf sie auszuüben begann, dann war der Sieg verloren, wenn man den Kampf jetzt aufgab.

Hier war alle kluge Berechnung zu klein! Das große blinde Schicksal herrschte hier. Wer konnte wohl sagen, daß er den Schleier der Zukunft gelüftet hatte und den Weg zeigen konnte? Niemand! Und Welle, der helle Brand, der so rücksichtslos den Weg vorwärts wies, sah und schlief, als ginge ihn das Ganze nichts mehr an. Er war unter der ungeheuren Arbeit zusammengebrochen! Der Sekretär kam herein mit einer rot unterstrichenen Zeitung und reichte sie dem Vorsitzenden; der starrte ein wenig auf das unterstrichene Stück, dann erhob er sich und las es vor; das Blatt tanzte in seinen Händen:

„Zirka dreißig Arbeitergattinnen — junge und schöne — können während der Aussperrung verschiedenen Junggesellen ins Haus kommen. Gute Behandlung wird garantiert. Die Redaktion des Blattes gibt Anweisung.“

Welle sprang aus seinem Halbschlaf auf, sein ganzes ertöschliches Unglück stand plötzlich blendend klar vor ihm. Ja, so muß es sein! rief er. „Jetzt hat das Kapital die Finger nach unseren Frauen ausgestreckt, jetzt sollen sie zu Dirnen gemacht werden! Jetzt müssen wir drauflos schlagen, schlagen! Einen letzten Schlag müssen wir schlagen, und der soll hart sein!“

„Aber wie?“ fragten sie.
 Welle war weiß geworden vor erkämpfter Ruhe. So leuchtend klar war sein Verstand noch niemals gewesen. Jetzt sollte Ellen an denen gerächt werden, die alles nahmen, selbst das einzige Ramm des armen Mannes!

„Zu allererst müssen wir einen optimistischen Bericht ausgeben — noch heute!“ sagte er lächelnd. „Die Kasse ist beinahe leer, gut, dann teilen wir mit, daß die Arbeiter hinreichend Mittel haben, um den Kampf, wenn es sein soll, noch ein Jahr fortsetzen zu können. Und dann schlagen wir los!“

Eine alte vergessene Phantasie war als fester Plan in ihm aufgeschossen, vom Jörn geboren, hatte sie das Licht der Welt erblickt.

„Wir haben bisher passiv gekämpft,“ fuhr er fort, „mit Geduld als Hauptwaffe! Wir haben unsere Lebensbedürfnisse dem Luxus der anderen entgegengestellt; wenn sie uns am Leibe trafen, uns mager hungerten und die letzten Habseligkeiten aus unseren Häusern zerstreuten, dann antworteten wir damit, indem wir die Arbeit, die zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich ist, nicht verrichteten. Versuchen wir jetzt, ihre Lebensbedürfnisse auch einmal zu treffen; schlagen wir sie dort, wo sie uns gleich von Anfang an schlugen: in die Herzgrube! Dann werden sie vielleicht süßsam werden. Wir haben bisher die wichtigsten Arbeiter außerhalb des Kampfes gehalten, alle, von denen Gesundheit und Wohlfahrt abhängt, wir selbst haben gerade nichts Gutes davon gehabt. Warum sollen wir ihr Brot backen? Wir, die wir nicht die Mittel haben, es zu essen! Warum sollen wir ihre Reinlichkeit besorgen? Wir, die wir nicht die Mittel haben, reinlich zu sein! Lassen wir jetzt die Abfuhrleute und Straßenkehrer ins Feuer rücken! Und ist das nicht genug, so schließen wir ihnen Wasser und Gas ab. Wagen wir die letzten Ueberreste und schlagen wir den letzten Schlag!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handwerksbursche.

! Von Johan Skjoldborg.

Der Schnee stob über Felder und Fußsteige dahin und legte sich in Streifen auf die dem Winde abgekehrte Seite auf die Erdnollen und Kiezhäusen des Weges. Es war an einem der kurzen, dunklen Wintertage, ungefähr einen Monat vor Weihnachten. Der Wind nahm zu und nahm wieder ab und sang vor dem Ohre, wie wenn jemand eine Violine spielt und gleichzeitig mit dem Finger die Quinte hinauf- und hinunterfährt. Dazwischen fing das Ohr den raschelnden, segenden Laut des Schneegestöbers auf.

Auf dem Wege tauchte eine einsame Gestalt auf. Der Mann schritt auf dem gefrorenen, harten Erdboden, als hätte er schon

100 Meilen gemacht, als hätte er seit langer, langer Zeit nichts anderes getan, als auf der Landstraße gewandert.

Das hatte er auch nicht. Es war ein reisender Handwerksbursche ohne Arbeit.

Er schritt in seine eigenen Gedanken versunken dahin. Er hatte seit mehreren Monaten keine Arbeit gehabt. Er war auf der Landstraße alt geworden. Das Leben auf der Landstraße, das herumvagabundieren hatte ihm seinen Stempel aufgeprägt, er wußte es gut. Er wußte auch, daß er nicht mehr gut ausjah; ach ja, wir haben ja alle unsere Fehler. Ihm war es nun einmal nicht gegeben, auf einem Fleck zu sitzen. Er konnte sich nicht dazu entschließen, lange bei dem Handwerk zu bleiben, selbst wenn es eine gemütliche Stube war und ein gut gedeckter Tisch. Das freie Leben! Das freie Leben! Das freie elende Leben! Aber auch das freie herrliche Leben — wie die Vögel dahinstreifen über die wogenden Felder! Er schwang den Stock und versuchte sich aufzurichten und den Kopf in den Nacken zu werfen. Aber er machte nur eine sehr klägliche Figur; er war zu müde, zu matt, zu steif!

Jetzt lag das Dorf dicht vor ihm, wo er vor acht Tagen einen Schneidermeister aufgesucht hatte, bei dem er schon früher kurze Zeit gearbeitet hatte. Der Meister beschäftigte den alten Flick-Jensen, aber er hatte gesagt, daß der alte Flick-Jensen neuerdings unmöglich sei, und wenn er — der Geselle hier — nach etwa acht Tagen wieder vorsprechen wolle, dann würde der alte Jensen fort und die Stelle für ihn offen sein.

Das war ja im Grunde nicht richtig; er wußte es wohl. Es war unrecht gegen den alten Jensen, den er ja außerdem noch so gut kannte. Ja, es war unrecht und es hatte ihn auch genauil, hatte ihn seitdem gepeinigt Tag für Tag. Eigentlich war es schief, dabei den alten Jensen noch immer als Freund behandeln zu sollen, wenn sie einander sprachen und trafen.

Er hielt inne und atmete tief auf. Er dachte gleichsam nach. Dann riß er hurtig die Jacke auf, nahm ein paar tiefe Züge aus der Flasche und schritt weiter.

Aber — nun war er doch schon so lange gewandert. Er hatte keine Strümpfe, nur einige Lumpen um die Füße gewickelt. Seine Schuhe zeigten große Löcher und die Kleidung vermodete kaum den nackten Körper zu verhüllen. Er hatte es so furchtbar nötig, etwas aufgeschickt zu werden — einmal irgendwo unterzukriechen. Nur 14 Tage vielleicht. Wenn der alte Jensen vielleicht so lange wandern konnte.

Die Meisterin da drinnen im Dorfe braute eine so großartige Tasse Kaffee. Wie sollte die den ganzen Kadaver aufwärmen bis in die geschwollenen dicken Füße hinunter. Sie war überhaupt eine prachtvolle Frau. Wie sie es verstand, jemandem Nasen beizubringen. — So am Nachmittage, um diese Zeit ungefähr, hatten sie Kaffee getrunken, dann ruhte sie gern ein wenig aus neben dem Ofen, und der Meister und Geselle saßen in Hemdsärmeln auf dem Tisch und ließen die Nase auf und abfahren. Es war so gemütlich bei dem Schneider, es ward einem so eigentümlich warm, innerlich und äußerlich.

Und dann die wunderschönen Erbsen mit Speck, die man dort bekam. Und das fette Hammelfleisch, das saftige, dunkelrote Hammelfleisch, von dem selbst gebrauten Bier der Meisterin gar nicht zu reden.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, gelangte er bis zu dem Hause des Schneiders.

Als er an die Erde gelangt war, dort wo die Pforte in den Garten führt, hielt er einen Augenblick inne. Aber da — kaum wollte er seinen Augen trauen — da hing ja des alten Flick-Jensens Nadeluhr am Fensterrahmen. Er konnte sie sehen, ohne selber gesehen zu werden.

Der Alte besah nämlich eine Uhr, von der er sich nie trennen wollte, mochte es auch kommen, wie es wollte. Wie schlecht es ihm auch zeitweilig ergangen war, so war es doch noch niemandem geglikt, sie ihm zu entlocken.

Er war also noch immer da der Alte.
 Da lehnte sich der Bursche zurück oder richtiger sank zurück gegen die Hausmauer und stützte den Kopf auf seinen Arm. Eine Weile stand er stille, als ruhe er sich aus, oder als bedenke er sich, oder als weine er.

Aber plötzlich richtete er sich mit einem Ruck auf und sagte laut vor sich hin: „Nein, hol mich der Satan, ob ich es tue.“

Dann wandte er sich und ging still zurück, durchschritt das Dorf so hoch aufgerichtet wie möglich.

Er wandte sich dem hartgefrorenen Ader zu, über er den fast entlang kroch, bis er die Strohdienen des nahen Rittergutes erreicht hatte.

In einen dieser Diemen bohrte er sich hinein und sagte noch einmal: „Nein, hol's der Satan, ich tu' es nicht!“

(Deutsch von Laura Heldt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Die Gartenblumen.

Auf den Lauben- und Gartenparzellen werden immer die Nutzpflanzen, in erster Linie die verschiedenen Gemüsearten, den größten

Teil der verfügbaren Fläche beanspruchen, denn der Laubenkolonist ist und bleibt ein Praktiker, der mit seiner Sonntagsarbeit zunächst den häuslichen Küchenbedürfnissen Rechnung tragen will. Aber jeder, der sich mit Gartenkultur beschäftigt, schließt auch unsere deutschen Volksblumen und manche anmutigen Fremdlinge aus dem Reiche der Gartenblumen in sein Herz. Deshalb findet man überall auf den Lauben- und Gartenparzellen mehr oder weniger große Streifen, die ausschließlich in den Dienst der Blumenpflege gestellt werden. Schon die Kinder bringen der Arbeit des Vaters ein nicht geringes Interesse entgegen, beachten ihn mit Aufmerksamkeit und richten sich gern ein eigenes Beet her, das sie bepflanzen und eifrig pflegen, oft so eifrig, daß sich die Pflöglinge recht ungemütlich dabei fühlen.

Die Lieblingspflanze des Kolonisten ist und bleibt die Rose. Die Stacheln — nicht Dornen — mit denen der Dichter die Rose fälschlich behaftet hat, nimmt man gern mit in den Kauf, man achtet der blutigen Krager nicht, mit denen uns die Königin der Blumen und des Gartens bei jeder unborsichtigen Annäherung Hände und Arme zeichnet, und freut sich der zartfarbigen, edlen und prächtig duftenden Blüten, die uns vom Juni ab bis in den Oktober, in milden Vorwintern oft bis in den Dezember hinein am Strauch erfreuen.

Jetzt, da der Frühling ins Land gezogen ist, die Knospen an Strauch und Baum die Schuppenhüllen abstreifen und das weitläufige leuchtende Gelbgrün der werdenden Blättchen und Blätter das Auge erfreut, das Herz mit neuem Hoffen erfüllt, sehen wir zu unserem Leidwesen, daß die ganz ungewöhnliche Strenge des verfloffenen Winters so manche hübsche Staupe, in erster Linie aber so manche zarte Rose vernichtet hat. Nicht nur die empfindsamsten Rosen unserer Gärten, die edlen Tee- und Roifetterosen, sind der strengen Kälte zum Opfer gefallen, sondern auch Monats- und Schlingrosen, die man nach den Erfahrungen des letzten Jahres für absolut winterhart hielt. Jetzt, wo alles treibt und grünt, bleiben diese Rosen regungslos, die Rinde färbt sich matt und schwarz, das Holz braun, und die Knospen erweisen sich als trocken und brüchig. In mancher scheinbar abgestorbenen Rose, namentlich in den hart mitgenommenen Schlingrosen, pulsiert aber noch Leben; sie beginnen aus dem Wurzelstock neu auszutreiben, aber alles alte Holz muß, weil erfroren, dicht über dem Boden abgeschnitten werden, weshalb der Flor in diesem Jahre ausfällt, da das sich frisch entwickelnde Holz erst wieder im nächsten Sommer blühbar ist. Er gibt zahlreiche prächtige Gartenschlingrosen neben einmal blühenden, mit denen wir früher ausschließlich zu rechnen hatten, auch zweimal blühende, deren Hauptblüte noch ein bescheidener zweiter Flor folgt. Die Sorten sind nach der Größe der Hauswand- oder Laubengärten auszuwählen, die sie bekleiden sollen. Sehr starkwüchsige, große Flächen bedeckende Rankrosen sind: Crimion Rambler, Wusch Rambler, Graf Zeppelin (alle herrlichrot), Frau A. Hochstrasser (hellgelb), Gräfin Chotel (rosa), Aglaja (weiß); schwachwüchsige Sorten für kleinere Flächen sind: Rubin, (rubinrot), Erier (reinweiß), Taufendtschön (rosa), Himmelsauge (feinrot). Sehr zarte und empfindliche Rosenarten möchte ich dem Kolonisten nicht empfehlen, sondern nur wirklich dankbare. Von schwachwüchsigen, niedrig bleibenden sind die Polyantharosen sehr zu empfehlen. Die schönste, hierher gehörige weiße Sorte ist Kennchen Müller, die schönste tiefrote Erna Leischendorf. Prachtvolle rote Sorten sind ferner: Maman Lebavasseur und Mme. Norbert Lebavasseur. Alle diese Sorten sind kleinblumig, jeder Trieb entfaltet aber einen ganzen Strauch der prächtigen Röschen. Auch die Monats- oder Bengalkrosen sind für bescheidene Pflege außerordentlich dankbar. Die Sorte Gruß an Teplitz ist wüchsig und bringt tieffeuerrote Blumen, ein gleiches feuriges Rot hat die schwachwüchsige Sorte Leuchtsiern. Auch weiße und rosafarbige Sorten gibt es. Der Hauptwert der Monatsrosen liegt darin, daß sie unermüdlich vom Vorfrühling bis zum Winter blühen.

Jetzt frischgepflanzte Rosen gießt man gründlich an und behäufelt dann die Kronen noch auf 2—3 Wochen mit Erde, um sie bis zum Anwachsen gegen die austrocknende Frühlingsluft zu schützen. Bei düstern Rosen biegt man nach der Pflanzung den Stamm so um, daß die Krone dem Boden fest aufliegt, und bedeckt sie dann gleichfalls mit lockerer Erde. Will man aber die Stämmchen gleich an Stäbe heften, so umgibt man die Kronen mit je einer der aus geöltem, haltbarem Papier gefertigten Rosenlauben, die in den Samenhandlungen erhältlich sind. Sie schützen bis zum Anwachsen gegen Lufttrockenheit und Sonnenbestrahlung.

Der Laubenkolonist hat das begreifliche Bestreben, irgendeine Lieblingspflanze nur einmal zu kaufen; er will sich dann von Jahr zu Jahr wieder an ihr erfreuen, will sie vermehren, also nicht immer und immer wieder die gleiche Art neu anschaffen. Pflanzen, die auch diese Möglichkeit bieten, sind die mehrjährige, ausdauernden Stauden und die schönblühenden Zwiebel- und Knollengewächse. Unter den Stauden ist die Wahl außerordentlich groß. Manche von diesen Gewächsen haben freilich auch ihre Schattenseiten, z. B. daß sie nicht auf dem Platze bleiben, den wir ihnen angewiesen haben, sondern nach allen Seiten Wurzeltriebe ausenden, die das Erdreich nebartig durchziehen und ausaugen, und schließlich nur schwer wieder auszurotten sind. Solche Pflanzen von quedenartigem Charakter sind gewisse Knöteriche, manche

Herbststärker, die staudenartigen Sonnenblumen, manche Edeldisteln u. a. Vor diesen hüte man sich oder pflanze sie nur mit Vorsicht. Freilich gibt es auch unter den Herbststärkern Ausnahmen. Eine solche löbliche Ausnahme macht die frühblühende Aster Amellus mit ihren wundervollen Gartenformen; sie ist von allen Herbststärkern entschieden die beste für unsere Verhältnisse, weil sie einmal da bleibt, wo sie hingepflanzt wurde, dann auch, weil sie schon regelmäßig im August und September zu blühen beginnt, während die spätblühenden Staudenaltern in unserem Klima in kalten Sommern vollständig versagen. Manche Stauden sind insofern schwierig, weil sie nicht mehrere Jahre an gleichen Orten stehen können, sondern jährlich nach der Wüste ausgenommen, geteilt und frisch gepflanzt werden müssen, wie z. B. die ausdauernden Nelken. Andere muß man wegen der Mäuse im Winter in Sicherheit bringen. Unter diesen Nachstellungen leiden in erster Linie alle Nelken, dann unter anderen auch die prächtige Goldbrute mit ihren herrlichen, goldgelben Blütenrippen, die die fleißigen Bienen von früh bis spät unsummen.

Bei manchen Stauden ist das Wasserbedürfnis ein außerordentlich großes. Wenn man sie bei Trockenheit und Hitze einmal vergißt, findet man sie schlaff und weilt wieder, und an ein Neuaufleben der Blüentreibe ist dann kaum noch zu denken. Zu diesen durstigen Blüheren gehören alle Spiräen und Astilben. Auch die wunderhübsch blühenden japanischen Iris sind solch durstige Gefellen, während die deutschen Schwertlilien lang andauernden Trockenheit stand halten. Wo aber der Boden natürliche Feuchtigkeit enthält, da pflanze man japanische Iris und die neue Astillie Arendsi sowie ihre Gartenformen. Sie blühen vom Juli ab in langen, stolzen Rispen, in Farben vom zartesten bis zum tiefsten Rosa, auch hellgelb. Jeder der diese Pflanzen auf meiner Plantage blühen sah, war entzückt von ihnen. Die abgeschnittenen Blüentreibe bilden ins Wasser gestellt einen einzigartig schönen und duftigen Zimmerschmuck.

Was nun die Zwiebel- und Knollengewächse des Laubenkolonisten betrifft, so ist zu beachten, daß die frühblühenden schon im Herbst gepflanzt werden müssen. Hierher gehören: Schneeglöckchen, Schneestolz der kleine, im Februar blühende Winterling oder Winterstern, die reizende blaue Scilla, die in lieblichen blauen, weißen und gelben Lehren blühende Muskatthymiane, Tulpen, Tazetten, Frühlingsafron u. a. Wo ein, wenn auch noch so kleiner Rasenplatz zur Verfügung steht, pflanze man diese Zwiebelchen im Herbst in den Grassteppich hinein. Man wirft sie mit der Hand über die Fläche und wie sie fallen, so pflanzt man sie 6—8 Zentimeter tief. Mit diesem Verfahren erreicht man, daß sie im Frühling ungekümmelt an allen Ecken und Enden aus dem Grassteppich herbor-sprossen, als seien sie dort schon seit Jahren bodenständig. Wenn der Rasen wächst und zum erstenmal gemäht werden muß, sind alle diese Frühlingskinder schon wieder verschwunden; ihre Zwiebeln und Knollen schlummern dann im Erdreich dem nächsten Lenz entgegen. Sie erscheinen, einmal angesiedelt, von Jahr zu Jahr in reicherer Fülle.

Von den sommerblühenden Zwiebel- und Knollengewächsen pflanzt man jetzt die herrlichen, stolzen Blütenrispen bildenden Gladiolen, die vor Eintritt des Winters wieder ausgenommen und trocken und frostfrei überwintert werden; ferner die stolzen japanischen Lilien. Die größte und schönste von ihnen ist die Goldhandlilie, wunderschön sind auch Tigertilie und Lilium speciosum in verschiedenen Farbenvarietäten. Die Zwiebeln der Lilien pflanzt man mindestens 15 Zentimeter tief, in tief geloderten Boden. Durch dieses Tief-pflanzen zwingt man sie, einen 15 Zentimeter langen Stammteil im Boden zu entwickeln, was von äußerster Wichtigkeit ist. Die Zwiebeln selbst, die meist aus Japan zu uns gelangen, bilden nur wenige Wurzeln, die Hauptwurzeln bilden sich am unteren Stammteil. Das ist natürlich nur möglich, wenn sich dieser im Boden entwickeln muß. Lilienzwiebeln können jahrelang an Ort und Stelle bleiben, wenn man sie durch eine gute Laubdecke gegen allzu strengen Frost schützt.

Zu den Knollengewächsen gehören die Edeldahlien, früher Georginen genannt. In den letzten Jahren sind Hunderte von Sorten entstanden, darunter auch hübsche einfach blühende, die vom Sommer bis zum Herbst eine Fülle stolzer Blüten entfalten. Besonders dankbar ist der Flor im mageren Boden; in fettem Boden wachsen sie zwar stark ins Kraut, blühen aber weniger. Als Mexikanerin ist die Dahlie frostempfindlich, deshalb wird sie frühestens ausgangs dieses Monats gepflanzt. An der Pflanzstelle schlage man zunächst einen kräftigen Rosenpfahl ein, dann erst pflanze man die Knolle an diesen. Die jungen Haupttriebe werden frühzeitig an den Pfahl geheftet, die Seitentriebe bindet man dagegen nicht an, denn das würde der Staupe das elegante Aussehen rauben.

Bei den sommerblühenden Zwiebel- und Knollengewächsen haben wir es schließlich in der Hand, den Flor wünschgemäß zu regulieren. Frühpflanzung hat frühen Flor, Spät-pflanzung späten zur Folge. Aus diesem Grunde pflanze man Lilien, Dahlien, namentlich aber Gladiolen zu verschiedenen Zeiten. Von letzteren jezt einige Knollen, dann wieder in 14 Tagen, in vier und in sechs Wochen.

Von anderen dankbaren Zwiebel- und Knollengewächsen, die man jetzt in den Gärten auspflanzen kann, seien noch Galtonia candicans, ein der Spazinthe nahestehendes Gewächs, mit großen, weißen Blütenglocken, Sprekelia formosissima, mit großen, tief feuerroten

Blumen, Tigerblume (*Tigridia Pavonia*), Wunderblume (*Mirabilis Jalappa*), eine Abend- und Nachtblüherin und die schneeweiße, starkduftende Tuberosa empfohlen.

war man genötigt, rasch zu einer Erweiterung der Untergrundbahnen zu schreiten. New York wird, wenn die neue Untergrundbahn fertig sein wird, das größte Untergrundbahnnetz der Welt besitzen.

Kleines Feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Scherzhafte Beiwörter (Spignamen). Der Volksthum hat für die verschiedenen Menschenkinder allerhand scherzhafte Beiwörter oder Beinamen (von der Wissenschaft gewöhnlich Epitheta genannt) erfunden, die irrendem Seite des Betroffenen scharf beleuchten, die besonders in die Augen springt. So nennt er einen noch unausgewachsenen kleinen Burden einen kleinen Knirps, kleinen Stöpsel, einen Dreiläsehoch, Hofenmay, Kie-indiewelt, Sprünzinsfeld u. dgl. m. Besonders gern läßt er darin seinen Spott an gewissen Mängeln und Schwächen der lieben Nebenmenschen aus. Ein etwas zu lang geratener Mensch heißt ein langer Schlaack oder langer Laban, eine Frau von entsprechender Körperbeschaffenheit ein langes Register, ein schon mit allerlei körperlichen Gebrechen behafteter alter Mann ein klapp-riger alter Knack oder Mümmel- oder Mummelgreis, ein Geizhals ist ein Kniditiesel oder Knidebein, ein Wucherer Blutsauger oder Halsabschneider, ein hohler Schwäger ein Seichbeutel, ein unbeholfener, schwerfälliger Mensch ein Steifleber. Besonders reich bedacht werden mit dergleichen Spottnamen geistig beschränkte Leute; man kennt für sie Bezeichnungen wie Dummbart, Dämel, Dämelsack, Trottel (der immer in dem gleichen Trotz so einhergeht), Esel, Schafstoppf, Spazentoppf. Im Niederdeutschen, das, wie die Mundarten überhaupt, an dergleichen Spignamen noch viel reicher ist als die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache, kennt man daneben noch manche andere wie Duffeldier, Düstopp (neben dem Eigenschaftswort düßig), Schrutentoppf, Klawertoppf (= Kleetoppf), Dummschnute, Dypfen (eig. = Topf) u. a., und für ein besonders einfältiges weibliches Weibchen Mesfag-Mäken. Unter diesen Epitheten finden sich auch sehr häufig Zusammenfügungen mit Personennamen, die dabei eine Herabsetzung erfahren wie: dummer Stoffel (= Christoph), Pappstöffel, Prahlhans, Faselhans, Dummerjan (= dummer Johann), Laufewenzel, großer Rüpel (= Ruprecht), Quasselpeter, Schwagliese, dumme Trine (= Katharine), Heuljuse, Seulpeter u. a.

Anthropologisches.

Urmensch und Affe. Seit den Zeiten, in denen die Entwicklungslehre durch Darwin und andere zum erstenmal formuliert wurde, hat die Behauptung oder auch nur der Verdacht, daß der Mensch in einem Verwandtschaftsverhältnis zum Affen stehen sollte, das Selbstbewußtsein mancher Menschen besonders verletzt. Man tut diesen Naturforschern Unrecht, wenn man ihnen die Ueberzeugung unterlegt, der Mensch habe sich aus dem Affengeflecht entwickelt oder, wie es gewöhnlich heißt, stamme vom Affen ab. Das ist die Meinung Darwins nicht gewesen, zum wenigsten hat er sie sicher nicht so ausgesprochen. Eine gewisse Verwandtschaft dagegen wird in der Tat von dieser Seite geglaubt. Wie aber diese zu bewerten ist, darüber wird auch noch heute viel gestritten und geschrieben. Professor Keith, der als einer der höchsten lebenden Anthropologen gilt, hat jetzt in einem Vortrag vor dem Kollegium der Chirurgie in London, dessen Museum unvergleichliche Schätze von Skeletten besitzt, über die Entwicklung des Menschen gesprochen und seine Ansichten über das Verhältnis des Urmenschen zu den heute lebenden menschenähnlichen Affen dargelegt. Daß diese Affen mit dem Menschen nicht zu demselben Stammbaum gehören, wird als zweifellos betrachtet, als ebenso zweifellos aber auch ein gemeinsamer Ursprung beider, da die Ähnlichkeit zwischen den Menschen und den hochstehenden afrikanischen Affen der Gegenwart zu groß sei, um anders erklärt zu werden. Professor Keith will zwischen dem menschenähnlichen Affen und dem Menschen der Gegenwart eine engerete und sehr alte Vetterchaft annehmen, während der Urmensch in Europa noch einen Zustand aufwies, der dem heutigen afrikanischen Anthropoiden genau ähnlich war. Der starke und brutale Gorilla entspricht dem Neanderthalmenschen, der seiner geartete Schimpanse mit seinen verästelten Massen den moderneren Formen des Menschen. Dennoch glaubt Professor Keith, daß unter den verschiedenen lebenden Anthropoiden gerade der Gorilla die meisten menschlichen Züge in seinem Charakter aufweist.

Verkehrswesen.

Das größte Untergrundbahnnetz der Welt. Wie schon einige Male sieht die Stadt New York auch jetzt wieder vor der Aufgabe, ihren immer mehr sich steigenden Tiefenverkehr neu zu organisieren. Da eine Vermehrung der elektrischen Straßenbahnen zum Teil nicht möglich, zum Teil nicht ausreichend wäre, und da die New Yorker an ihrer Hochbahn mehr als genug haben,

Die Frage der Erbauung neuer Untergrundlinien wurde einer Kommission übergeben, die einstweilen nur in einer Hinsicht einer Meinung war: daß die Bahnen Privatgesellschaften anzuvertrauen seien. Die Streitigkeiten über die Beteiligung der großen Untergrund- und Hochbahngesellschaften dauern zwar, wie wir aus der „Welt der Technik“ erfahren, noch jetzt fort, es ist aber inzwischen eine Vorlage zustande gekommen, die einen interessanten Einblick in diese für die nächste Zukunft berechneten Pläne gibt. Wenn alle neuen Strecken in New York angebaut sein werden, wird das ganze Netz eine Länge von mehr als 300 Kilometer besitzen. — das schon bestehende nimmt kaum den vierten Teil ein: es hat eine Längenausdehnung von 40,4 englischen Meilen. Die Kosten für den Ausbau des neuen Netzes von Groß-New York wird zum weitaus größeren Teile die Stadt, zum kleineren die betreffende Gesellschaft tragen. Als Fahr-geld ist der Einheitspreis von nur fünf Cents vorgelesen; für diesen verhältnismäßig geringen Preis kann man also ganz gewaltige Strecken in rasender Fahrt zurücklegen. Jede einzelne Gesellschaft ist verpflichtet, Umsteigelarten auszugeben, die nur innerhalb der Linien der einzelnen Gesellschaft gelten. Obwohl die Bahn-gesellschaften zum Bau beigetragen haben, sind und bleiben die Bahnen Eigentum der Stadt. Nach den Berechnungen der Kommission soll der Bau der Bahn mit Ausrüstung 257 400 000 Dollar kosten; davon entfallen auf den Bau der Bahn 212 400 000 Dollar und auf die Einrichtung und Ausrüstung 45 000 000 Dollar. Selbstverständlich hat diese Berechnung einen sehr problematischen Wert. Denn wenn irgendwo in der Welt Kostenvoranschläge nur zu dem Zwecke gemacht werden, damit man sie überschreite, so ist das in den Vereinigten Staaten der Fall, und seit der Unabhängigkeitserklärung dürfte sich der Fall noch nicht ereignet haben, daß der Kostenvoranschlag für einen öffentlichen Bau nicht um mindestens die Hälfte der veranschlagten Summe überschritten worden wäre. — Obgleich die verschiedenen Vaugesellschaften aufs erbitterteste mit einander kämpfen, sind schon die ersten Spatenstiche getan und so wird man in absehbarer Zeit von Manhattan, dem alten New York, direkt durch Bronx bis hinauf in den äußersten Norden, bis zu den Grenzen des van Cortlandt Park, bis zu den höchsten Hains und im äußersten Nordosten bis zum Pelham Bay Park fahren, wo jetzt die letzten Quartiere der New Yorker stehen, wo versprengt zwischen Feld und Wiese und Aderrain bereits Häuser aufstehen, wo aber bei der Eröffnung der Bahn wahrscheinlich schon dichtbevölkerte Stadtteile erbaut sein werden. Nach Osten wird die Bahn den East River und Hudson unterfahren und die vermehrte und verstärkte und verbesserte Verbindung zwischen den zwei Meeresbezirken Manhattan und Brooklyn bringen; in ihren letzten Ausläufern aber soll die Bahn bis nach Coney Island, dem berühmten Seebad von New York, führen und die Stadt direkt mit dem Ozean verbinden. Hierdurch werden die vielen großen und kleinen Stadtteile im Bezirk Queens, in dem noch Heimstätten für Millionen Menschen Platz haben, dem Zentrum der Meeresstadt näher gebracht.

Physikalisches.

Wie groß ist ein Atom? — Es ist eine heikle Aufgabe, die Größe eines Gegenstandes angeben zu sollen, den noch niemand mit Augen gesehen hat. Kann man doch noch nicht einmal sagen, ob es ein solches Ding wie ein Atom überhaupt gibt. Zunächst entstand die Annahme von Atomen schon im Altertum nur durch die Vorstellung, daß jeder Stoff aus kleinsten Teilchen bestehen müsse, und das Wort Atom bedeutet nichts anderes als ein Teilchen von so winziger Kleinheit, daß es nicht weiter geteilt werden kann. Demnach erscheint es über-haupt als aussichtslos, die Größe eines Atoms zu erfahren, selbst wenn man ihm eine wirkliche Existenz heimißt. Vielleicht aber gelingt es festzustellen, wieviel Atome in einer Masse von bestimmtem Rauminhalt vorhanden sein dürften. Diesen Versuch hat der berühmte Physiker Oliver Lodge in einem im März abgehaltenen Vortrag unternommen. Er wählte als Beispiel das Seewasser und dessen Gehalt an Gold. Das Weltmeer als ganzes enthält eine so große Menge von Gold, daß ungeheure Schätze daraus gezogen werden könnten, wenn es sich gewinnen ließe. Man hat auch schon Vorschläge dazu gemacht, deren Verwirklichung aber völlig aussichtslos ist. Der Goldgehalt ist eben im Verhältnis sehr gering, und groß nur durch die gewaltigen Wassermassen des Meeres, die sich nach Millionen von Kubikmetern beziffern. Wie groß danach ein Atom sein muß, kann man aus der Angabe von Lodge ersehen, daß in einem einzigen Tropfen Meerwasser rund 50 Millionen Atome Gold vorhanden sind, trotzdem das Wasser in einer ganzen Tonne von 20 Zentner nicht viel mehr als ein Milligramm Gold birgt. Es würden aber auch 100 Millionen Atome irgendeines Stoffes erforderlich sein, um ihn unter dem schärfsten Mikroskop sichtbar zu machen. Diese Atome sind nun in fortgesetzten Schwingungen begriffen, die mit solcher Schnelligkeit ausgeführt werden, wie sie bei Massenteilchen überhaupt nicht vorgestellt werden können. Dieser Betrachtung ist daher die Annahme entsprungen, daß es außer den Atomen noch die sogenannten Elektronen gibt, die wieder noch unendlich viel kleiner sind als jene.